

ANNE PERRY
Die russische Gräfin

Buch

Die Anschuldigungen der russischen Gräfin Zorah Rostova erscheinen so absurd, daß es dem berühmten Londoner Anwalt Sir Oliver Rathbone im ersten Moment die Sprache verschlägt: Ausgerechnet die über jeden Zweifel erhabene Prinzessin Gisela soll ihren Mann vergiftet haben. Dabei hat doch Friedrich, Kronprinz des kleinen deutschen Fürstentums Felzburg, wegen der Liebesheirat mit der unstandesmäßigen Gisela auf alle Thronansprüche verzichtet; seither leben die beiden in Venedig im Exil, sind aber gerngesehene Gäste an allen europäischen Fürstenhöfen. Bei einem Besuch beim Lord of Wellborough fiel Prinz Friedrich vor ein paar Wochen vom Pferd, und selbst die aufopfernde Pflege Giselas konnte ihn nicht mehr retten. Niemand zweifelt an einer natürlichen Todesursache – bis die rothaarige russische Gräfin böartige Gerüchte in die Welt setzt. Gisela droht mit einer Zivilklage, und Zorah Rostova wendet sich an Sir Oliver Rathbone, der von der Gräfin so fasziniert ist, daß er wider besseres Wissen schließlich einwilligt, sie vor

Gericht zu verteidigen.

Sir Oliver bittet seinen alten Freund William Monk, sich in den Kreisen des Hochadels umzuhorchen und diskrete Nachforschungen anzustellen. Und tatsächlich stößt William Monk schon bald auf ein paar interessante Tatsachen. Gibt es vielleicht politische Kreise, denen der Tod des Prinzen nicht ungelegen kam? Oder liegen die Motive doch im Privatleben des Prinzen, der nicht so tugendhaft war, wie er sich der Öffentlichkeit präsentierte...

Autorin

Die Engländerin Anne Perry verbrachte einen Teil ihrer Jugend in Neuseeland und auf den Bahamas. Schon früh begann sie zu schreiben. Mittlerweile begeistert sie mit ihren Helden, dem Privatdetektiv William Monk sowie dem Detektivgespann Thomas und Charlotte Pitt, ein Millionenpublikum.

Anne Perry

Die russische Gräfin

Roman

Deutsch von Peter Pfaffinger

GOLDMANN

Originaltitel: Weighed in the Balance
Originalverlag: Headline Book Publishing

Deutsche Erstausgabe 3/99
Copyright © der Originalausgabe 1996 by Anne Perry
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999
beim Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: William Mulready
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Redaktion: Ralph Thoms
CV · Herstellung: Heidrun Nawrot
eISBN 978-3-641-12736-7

Jean Merrow
in tiefer Freundschaft gewidmet

I. KAPITEL

Sir Oliver Rathbone ließ den Blick voller Zufriedenheit durch sein Sprechzimmer schweifen. Er war auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn, hatte er es doch vom einfachen Anwalt zum vermutlich angesehensten Barrister von England mit Kanzlei in der Vere Street gebracht. Und vor kurzem hatte ihn die Königin auf eine Empfehlung des Premierministers hin in Anerkennung seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben.

Der Raum war elegant, aber nicht prunkvoll. Kompetenz und Zweckdienlichkeit galten mehr als der Wunsch, die Mandanten zu beeindrucken. Komfort war notwendig. Hinter der Tür, im Empfangsbüro, wurde emsig gearbeitet. Die Kanzlisten erstellten Abschriften, kalkulierten, schlugen in Gesetzestexten nach und erteilten den vielen Besuchern, die ihre Geschäfte hierher führten, bereitwillig Auskunft.

Rathbone stand kurz vor dem Abschluß eines Falles, in dem er einen der Unterschlagung angeklagten vornehmen Herrn verteidigt hatte. So wie es aussah, konnte er mit einem befriedigenden Urteil rechnen.

Jetzt, nach einem vorzüglichen Mittagmahl in der Gesellschaft eines Bischofs, eines prominenten Parlamentsabgeordneten und eines Richters, war es an der Zeit, die Arbeit wiederaufzunehmen.

Er hatte sich gerade über ein Bündel Dokumente gebeugt, als es klopfte und sein Sekretär die Tür öffnete. In seinem sonst immer unbewegten Gesicht spiegelte sich fassungslose Überraschung.

»Sir Oliver, eine Gräfin Zorah Rostova wünscht Sie wegen einer, wie sie sagt, äußerst wichtigen Angelegenheit dringend zu sprechen.«

»Dann führen Sie sie herein, Simms.« Rathbone erhob sich. Er sah keinerlei Anlaß, sich über den Besuch einer Gräfin zu wundern. Sie war nicht die erste Adelige, die bei ihm Rat suchte, und mit Sicherheit auch nicht die letzte.

»Sehr wohl, Sir Oliver.« Simms wandte sich um und sprach kurz mit einer Person, die noch von der Tür verborgen war. Dann rauschte auch schon eine Frau herein. Ihr Gang erinnerte an den eines Reiters, der soeben vom Pferd gestiegen ist. Sie trug ein schwarzgrünes Krinolinenkleid mit allerdings so kleinem Reifen, daß es den Namen kaum verdiente. Einen Hut hatte sie nicht aufgesetzt. Das Haar war hinten zu einem losen Knoten zusammengebunden und mit einem schwarzen Chenillenetz bedeckt. Sie hatte ihre Handschuhe abgestreift und hielt sie nonchalant in einer Hand. Ihre Schultern wirkten eckig und ihr Körper war bei durchschnittlicher Größe für den gängigen Geschmack vielleicht etwas zu mager. Wirklich auffällig an ihr war das Gesicht. Es bannte unweigerlich Rathbones Blick. Die Nase war eine Spur zu breit und zu lang, der Mund sinnlich, ohne schön zu wirken, die Wangenknochen waren ausgeprägt und die Augen unter den schweren Lidern weit auseinanderliegend. Als sie den Mund öffnete, sprach sie mit leiser, leicht rauher Stimme. Ihre Ausdrucksweise war von wunderbarer Eleganz.

»Guten Tag, Sir Oliver.« Sie blieb mitten im Büro stehen. Statt sich umzusehen, musterte sie ihn mit lebhaftem, neugierigem Blick. »Ich stehe wegen Verleumdung vor Gericht. Ich brauche Sie zu meiner Verteidigung.«

So direkt und zugleich so schlicht war Rathbone noch nie angesprochen worden. Kein Wunder, daß Simms so perplex reagierte, wenn sie in ähnlicher Weise auf ihn zugegangen war.

»Nun gut, Ma'am«, sagte er mit wohltönender Stimme und deutete auf den prächtigen, mit grünem Leder bezogenen Stuhl vor seinem Schreibtisch. »Möchten Sie sich setzen und mir die genauen Umstände schildern?«

Sie blieb stehen.

»Es ist ganz einfach. Prinzessin Gisela... Sie ist Ihnen doch

ein Begriff?« Sie zog die Brauen in die Höhe. Erst jetzt bemerkte Rathbone, daß sie ausdrucksstarke grüne Augen hatte. »Aber was frage ich? Natürlich kennen Sie sie! Sie hat mich wegen Verleumdung angeklagt. Das trifft nicht zu.«

Rathbone blieb ebenfalls stehen. »Ich verstehe. Was sollen Sie ihr unterstellt haben?«

»Die Ermordung ihres Mannes, Prinz Friedrich, dem Kronprinzen meines Vaterlandes, der seinerzeit von der Thronfolge zurückgetreten ist, um sie heiraten zu können.«

»Das haben Sie selbstverständlich nie behauptet...«

Sie reckte das Kinn. »Im Gegenteil! Aber im englischen Gesetz ist es doch gewiß keine üble Nachrede, wenn man die Wahrheit sagt.«

Rathbone starrte sie an. Sie wirkte vollkommen ruhig und beherrscht, und doch war ihre Behauptung unerhört. Simms hätte sie nicht vorlassen dürfen. Diese Frau mußte geistesgestört sein.

»Madam, wenn...«

Den Blick unablässig auf Rathbone gerichtet, setzte sie sich nun doch auf den grünen Stuhl und zupfte zerstreut an den offenbar störenden Röcken. »Ist nicht die Wahrheit im englischen Gesetz geschützt, Sir Oliver?« beharrte sie.

»Doch, das ist sie«, gab er zu. »Aber man muß sie auch beweisen. Wer sie lediglich feststellt, ohne sich auf Fakten zu stützen, macht sich der Verleumdung schuldig. Natürlich gilt hier ein weniger hoher Grad der Beweisspflicht als in Strafprozessen.«

»Grad der Beweisspflicht? Etwas kann doch nur wahr oder unwahr sein. Welchen Grad des Beweises brauche ich da?«

Rathbone setzte sich ebenfalls und beugte sich diskret über den Schreibtisch. »Der Beweis einer wissenschaftlichen Theorie muß über jeden Zweifel erhaben sein«, erklärte er. »In der Regel wird dazu die Unzulänglichkeit sämtlicher anderen Theorien vorgeführt. Im Strafrecht dagegen muß der Beweis über jeden vernünftigen Zweifel erhaben sein. In Ihrem Fall wiederum handelt es sich um eine zivilrechtliche Sache. Hier ist die Plausibi-

lität ausschlaggebend. Die Geschworenen lassen sich von den Argumenten überzeugen, die sie als die wahrscheinlich wahren ansehen.«

»Ist das gut für mich?« platzte sie heraus.

»Nein. Es wird Ihrer Gegnerin nicht schwerfallen, den Geschworenen nahezulegen, daß Sie sie verleumdet haben. Dazu muß sie nur beweisen, daß Sie diese Behauptung tatsächlich aufgestellt und damit ihren Ruf geschädigt haben. Letzteres wird wohl nicht schwer nachvollziehbar sein.«

»Ersteres auch nicht«, sagte die Gräfin mit einem leisen Lächeln. »Ich habe es wiederholt und in aller Öffentlichkeit festgestellt und verteidige mich damit, daß es die Wahrheit ist.«

»Aber haben Sie auch einen Beweis dafür?«

»Der über jeden vernünftigen Zweifel erhaben ist?« Ihre Augen weiteten sich. »Ich würde sagen, das hat zwangsläufig die Frage: ›Was ist vernünftig?‹ zur Folge. Nun, ich bin überzeugt davon.«

Er lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. »Dann überzeugen Sie mich, Ma'am«, bat er mit einem galanten Lächeln.

Urplötzlich warf sie den Kopf zurück und brach in ein Gelächter aus, in dem sich der reiche Klang ihrer etwas rauhen Stimme offenbarte. Nur mit Mühe gewann sie die Fassung zurück. »Ich glaube, ich mag Sie, Sir Oliver!« keuchte sie. »Sie sind schrecklich englisch, aber das ist gewiß nur von Vorteil.«

Rathbone blieb auf der Hut. »Allerdings.«

»Aber natürlich! Alle Engländer sollten sich immer englisch verhalten. Ich soll Sie also davon überzeugen, daß Gisela Friedrich ermordet hat?«

»Wenn Sie die Güte hätten«, erwiderte er etwas steif.

»Und dann übernehmen Sie den Fall?«

»Unter Umständen.« Ein groteskes Ansinnen, das diese Frau da an ihn stellte!

»Wie vorsichtig Sie sind!« rief sie mit einem Anflug von Erheiterung. »Na gut, dann fange ich mit dem Anfang an. So hät-

ten Sie es doch gerne, nicht wahr? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie je einen anderen Anfang wählen würden. Was mich betrifft, würde ich das Pferd jedoch lieber beim Schwanz aufzäumen, dann wäre der Fall bedeutend leichter zu verstehen.«

»Dann zäumen Sie das Pferd beim Schwanz auf, wenn Sie möchten«, bot er ihr eilig an.

»Bravo.« Sie deutete mit den Fingerspitzen ein Händeklatschen an. »Gisela erkannte die Notwendigkeit, ihren Mann zu ermorden, und fast im selben Moment bot sich ihr die Gelegenheit. Sie brauchte sie nur noch beim Schopfe zu ergreifen. Er hatte sich bei einem Reitunfall verletzt. Er lag hilflos im Krankenbett.« Sie senkte die Stimme und beugte sich etwas vor. »Niemand konnte beurteilen, wie schlimm seine Verletzung war und ob er sich davon erholen würde oder nicht. Sie war mit ihm allein. Sie tötete ihn.« Die Gräfin breitete die Arme aus. »Es ist vollbracht.« Sie zuckte die Schultern. »Niemand schöpfte Verdacht. Wer hätte eine solche Tat denn auch für möglich gehalten? Abgesehen davon war das Ausmaß seiner Verletzungen niemandem bekannt.« Sie schürzte die Lippen. »Wie natürlich. Wie tragisch.« Sie seufzte. »Giseal ist untröstlich. Sie trauert. Die ganze Welt fühlt mit. Was könnte einfacher sein?«

Rathbone musterte diese außergewöhnliche Frau. Schön konnte man sie gewiß nicht nennen, doch strahlte sie etwas Lebendiges aus, das, obwohl sie jetzt still dasaß, den Blick auf sie zog, als gebühre ihr Aufmerksamkeit. Und dennoch waren ihre Äußerungen skandalös und nach dem Gesetz mit größter Sicherheit ehrenrührig.

»Warum sollte sie so etwas tun?« fragte er in skeptischem Ton.

»Ach, um das zu erklären, muß ich nun wohl doch zum Anfang zurückkehren.« Sie lehnte sich zurück und musterte ihn in der Manier einer Lehrerin. »Verzeihen Sie mir, wenn ich auf Dinge zurückgreife, die Ihnen bereits bekannt sind. Manchmal bilden wir uns ein, unsere Angelegenheiten seien anderen ebenso wichtig wie uns – was natürlich nicht der Fall ist. Gleich-

wohl ist fast die ganze Welt über die Romanze zwischen Friedrich und Gisela auf dem laufenden – einem Kronprinzen, der sich in eine Frau verliebt hat, die von seiner Familie nicht akzeptiert wurde und deretwegen er sogar auf die Thronfolge verzichtete, um sie nicht aufgeben zu müssen.«

Rathbone nickte. Es ging um nichts weniger als die Romanze des Jahrhunderts, die Europa fasziniert und verzaubert hatte. Aber gerade aus diesem Grund war der Vorwurf des Mordes, den diese Frau da erhob, so absurd. Nur sein Taktgefühl hinderte ihn daran, sie zu unterbrechen und zum Gehen aufzufordern.

»Sie müssen wissen, daß unser Land sehr klein ist«, fuhr die Gräfin in einem belustigten und zugleich eindringlichen Ton fort. Man konnte den Eindruck gewinnen, sie habe sich diese Angelegenheit wider besseres Wissen zur Herzenssache gemacht und verstehe seine Skepsis durchaus. »Es ist ringsum von deutschen Fürstentümern umgeben. Wir befinden uns mitten in großen Umwälzungen. Das trifft für fast ganz Europa zu. Doch anders als Frankreich, Britannien oder Österreich steht uns – ob wir wollen oder nicht – die Vereinigung mit dem großen deutschen Reich bevor. Einige von uns sind dafür ...« – ihre Lippen wurden schmal –, »andere dagegen.«

»Hat das denn wirklich mit Prinzessin Gisela und Friedrichs Tod zu tun?« unterbrach er sie. »Wollen Sie behaupten, es handle sich um einen politischen Mord?«

»Natürlich nicht!« rief sie entnervt. »Wie können Sie nur so naiv sein?«

Unvermittelt überlegte er, wie alt sie sein mochte, was sie früher alles erlebt hatte. Wen hatte sie geliebt oder gehaßt? Welche kühnen Träume hatte sie verfolgt, welche davon verwirklicht, welche nicht? Ihre Bewegungen waren die einer jungen Frau und verrieten die Eleganz und den Stolz eines geschmeidigen Körpers. Und doch hatte ihre Stimme keinen jugendlichen Tonfall, sprachen aus ihren Augen zuviel Wissen, Abgeklärtheit und Selbstvertrauen, als daß er sie für unreif hätte halten können.

Ihm lag schon eine Antwort auf der Zunge, doch dann über-

legte er es sich anders. Sie wäre zu steif gewesen, und er hätte damit nur gezeigt, daß er sich verletzt fühlte.

»Die Geschworenen werden naiv sein, Madam«, korrigierte er sie, sorgfältig darauf bedacht, keine Miene zu verziehen. »Erklären Sie mir, erklären Sie *uns*, den Geschworenen, warum die Prinzessin, deretwegen Prinz Friedrich auf die Krone verzichtet und sein Land verlassen hat, jetzt auf einmal nach zwölf Jahren Ehe ihren Mann ermorden sollte. Für meine Begriffe kann sie dabei nur verlieren. Können Sie mir erläutern, welche Vorteile sie davon hätte?«

In das dumpfe Rattern des Verkehrs auf der Straße mischten sich jäh die Rufe eines Bierkutschers.

Der Ausdruck der Belustigung in ihren Augen erstarb.

»Wir müssen zur Politik zurückkehren, auch wenn es sich nicht um einen politischen Mord handelt«, erklärte sie gehorsam. »Im Gegenteil, es war eine hochgradig persönliche Angelegenheit. Gisela ist ausschließlich auf Materielles bedacht. Es gibt wenig politische Frauen, wissen Sie. Dafür sind die meisten von uns zu direkt und pragmatisch. Auch das ist noch kein Verbrechen, aber ich muß Ihnen den politischen Hintergrund erklären, damit Sie verstehen, was sie zu gewinnen und zu verlieren hatte.« Sie rutschte auf dem Stuhl herum. Obwohl er winzig war, schien der Reifen unter ihrem Rock sie zu stören. Offenbar wäre es ihr am liebsten, sie könnte ganz ohne leben.

»Möchten Sie Tee?« fragte er. »Ich kann Simms bitten, Ihnen ein Tablett zu bringen.«

»Ich würde nur zuviel reden und ihn kalt werden lassen«, wehrte sie ab. »Und ich verabscheue kalten Tee. Aber danke für das Angebot. Sie haben herrliche Manieren, so absolut korrekt! Nichts bringt Sie aus der Fassung. Nie mit der Wimper zucken – dafür seid ihr Briten ja so berühmt. Ich finde das empörend und charmant zu gleicher Zeit.«

Sehr zu seinem Ärger lief er rot an.

Sie ging nicht darauf ein, auch wenn sie es zweifellos bemerkt hatte.

»König Karl ist nicht gesund«, nahm sie den Faden wieder auf. »Das war er noch nie. Und offen gesagt wissen wir alle, daß ihm noch höchstens zwei, drei Jahre bleiben. Da Friedrich abgedankt hat, wird sein zweitältester Sohn, Prinz Waldo, auf den Thron kommen. Waldo ist kein Gegner der Vereinigung. Er sieht vielmehr gewisse Vorteile darin. Sich dagegen zu stemmen wäre mit vielen Risiken verbunden – vor allem würde ein Krieg drohen, den wir verlieren würden. Profitieren könnten nur die Waffenhersteller und ihresgleichen.« Aus ihren Augen blitzte auf einmal Verachtung.

»Prinzessin Gisela«, mahnte er sachte.

»Auf sie wollte ich gerade zu sprechen kommen. Friedrich war für die Unabhängigkeit, selbst für den Preis eines Kriegs. Viele von uns dachten ähnlich wie er, insbesondere am und um den Hof.«

»Aber Waldo nicht? Er hätte doch gewiß am meisten zu verlieren!«

»Die Menschen haben die verschiedensten Auffassungen von Vaterlandsliebe, Sir Oliver. Die einen verstehen darunter den Kampf um die Unabhängigkeit und würden dafür sogar ihr Leben opfern.« Sie sah ihm unverwandt in die Augen, beobachtete seine Reaktionen. »Für Königin Ulrike besteht sie in einer gewissen Lebensweise: Es geht ihr darum, Selbstbeherrschung, Willensstärke zu beweisen, im ganzen Land einen Ehrenkodex durchzusetzen, der ihr heilig ist. Waldo wiederum will, daß seine Untertanen täglich Brot auf dem Tisch haben und ohne Angst in ihren Betten schlafen können. Meiner Meinung möchte er auch dafür sorgen, daß sie lesen und schreiben können, woran sie auch immer glauben – aber vielleicht wäre das etwas zuviel verlangt.« In ihren grünen Augen schimmerte unergründliche Trauer. »Niemand kann alles haben. Aber für meine Begriffe hat Waldo noch die realistischsten Vorstellungen. Er wird nicht versuchen, sich gegen eine, wie er spürt, unaufhaltsame Flutwelle zu stemmen, und uns alle in die Tiefe reißen.«

»Und Gisela?« fragte Rathbone erneut, um nicht nur ihr, sondern auch sein Augenmerk auf das Thema zu lenken.

Ihre Züge spannten sich. »Gisela kennt keine Vaterlandsliebe! Sonst hätte sie nie versucht, Königin zu werden. Sie wollte die Krone für sich, aber nicht um des Volkes, der Unabhängigkeit, der Vereinigung oder sonstiger nationaler Ziele willen. Es ging ihr ausschließlich um den Glanz.«

»Sie mögen sie nicht«, stellte Rathbone gelassen fest.

»Ich verabscheue sie!« rief sie mit einem Lachen, das ihren unversöhnlichen Zorn nicht ganz zu verdecken vermochte. »Aber das tut nichts zur Sache. Das, was ich sage, wird deswegen nicht bestätigt oder entwertet...«

»Aber es wird die Geschworenen beeinflussen. Sie werden vielleicht denken, es stecke Neid dahinter.«

Sie verstummte für einen Moment.

Rathbone wartete. Kein Laut drang vom Vorzimmer ins Büro; die Droschken auf der Straße ratterten wie gehabt vorbei.

»Sie haben recht«, räumte die Gräfin schließlich ein. »Wie schrecklich, daß man sich auch mit einer solch banalen Logik abgeben muß, aber ich sehe ein, daß das nötig ist.«

»Zurück zu Gisela, bitte. Warum sollte sie den Wunsch haben, Friedrich zu ermorden? Doch nicht, weil er für die Unabhängigkeit war, und sei es auf Kosten eines Krieges?«

»Nein, und indirekt doch.«

»Aha. Könnten Sie sich bitte näher erklären?«

»Ich versuche es ja!« Ungeduld blitzte in ihren Augen auf. »Es gibt im Land ernstzunehmende Strömungen, die zum Krieg für die Unabhängigkeit bereit sind. Sie brauchen nur noch einen Führer, um den sie sich scharen...«

»Ich verstehe! Friedrich, der eigentliche Kronprinz. Aber er hat doch abgedankt und lebt im Exil!«

Sie beugte sich vor. Ihr Gesicht verriet ihre Erregung. »Aber er hätte zurückkehren können.«

»Ach?« Rathbone blieb skeptisch. »Und Waldo? Und die Königin?«

»Darum geht es ja!« rief sie triumphierend. »Waldo hätte sich dagegen gewehrt – nicht um der Krone willen, sondern um einen Krieg zu verhindern, sei es mit Preußen, sei es mit jeder anderen Macht, die sich uns einverleiben will. Die Königin dagegen hätte sich um die Unabhängigkeit willen mit Friedrich verbündet.«

»Dann hätte Gisela nach Friedrichs Tod Königin werden können«, bemerkte Rathbone. »Haben Sie nicht gesagt, daß sie darauf aus war?«

Zorah funkelte ihn mit ihren grünen Augen an. Ihre Züge verrieten mühsam bezähmte Ungeduld. »Die Königin hätte Gisela nie im Land geduldet. Friedrich hätte ohne seine Frau zurückkehren müssen! Rolf Lansdorff, der Bruder der Königin und ein äußerst mächtiger Mann, war ebenfalls für Friedrichs Heimkehr – er hält Waldo für einen Schwächling, der das Land in den Ruin führen wird –, aber auch er hätte Gisela unter keinen Umständen akzeptiert.«

»Wäre Friedrich denn seinem Land zuliebe ohne Gisela zurückgekehrt? Immerhin hatte er schon einmal auf den Thron verzichtet. Hätte er diese Entscheidung rückgängig gemacht?«

Sie sah ihm fest in die Augen. Sie hatte wirklich ein außergewöhnliches Gesicht. Enorme Überzeugungskraft, Willensstärke und tiefe Gefühle spiegelten sich darin. Wenn sie von Gisela sprach, wurde es häßlich; dann war die Nase zu breit, und die Augen lagen zu weit auseinander. War dagegen von ihrem Land, von Liebe und Pflicht die Rede, wurde es auf einmal wunderschön. Dann erschienen alle anderen Menschen im Vergleich zu ihr flach und belanglos. Rathbone vergaß ganz die Außenwelt, den Verkehr, das Klappern der Hufe, die gelegentlichen Schreie, das Sonnenlicht auf der Glasscheibe und auch Simms und die übrigen Kanzlisten jenseits der Tür. Seine Gedanken drehten sich nur noch um ein kleines deutsches Königreich und den Kampf um Macht und Überleben, das Geflecht von Liebe und Haß in einer königlichen Familie und die Leidenschaft, die diese Frau ihm gegenüber beflügelte, ja, ihr etwas aufregend Lebendiges verlieh, das ihn faszinierte. Er spürte, wie sie ihn damit an-

steckte. »Hätte Friedrich seine Entscheidung rückgängig gemacht?« wiederholte er.

Ein Ausdruck von Schmerz, Mitleid und vielleicht einer Spur Verlegenheit huschte über ihr Gesicht. Zum erstenmal mied sie seinen Blick, als wolle sie ihre Gefühle vor ihm verbergen. »Im Grunde seines Herzens glaubte Friedrich immer daran, daß sein Land ihn eines Tages doch zum König haben wolle und dann auch Gisela akzeptieren und ihren wahren Wert erkennen würde – den allerdings nur er sah und sonst niemand. Auf diesen Träumen beruhte sein Leben. Er versprach ihr, daß sie Wirklichkeit werden würden, und wiederholte sein Gelübde Jahr für Jahr aufs neue.« Sie hob den Blick wieder zu Rathbone. »Um Ihre Frage zu beantworten, Friedrich hätte nie geglaubt, daß seine Rückkehr nach Felzburg den Bruch mit Gisela bedeuten würde, sondern stellte sich einen Triumphzug Seite an Seite mit ihr vor. Aber sie ist nicht dumm. Sie spürte, daß es nie dazu kommen würde. Er würde Einzug halten, aber sie würde man nicht ins Land lassen – eine Demütigung vor aller Öffentlichkeit. Er wäre erschrocken, bestürzt und verzweifelt gewesen, aber Rolf Lansdorff und die Königin hätten schon dafür gesorgt, daß er kein zweites Mal zurückgetreten wäre...«

»Sie glauben, daß es so gekommen wäre?« fragte Rathbone.

»Wir werden es nie erfahren, nicht wahr?« erwiderte Zorah mit einem müden Lächeln. »Er ist ja tot.«

Die Erkenntnis traf Rathbone wie ein Schlag ins Gesicht. Plötzlich erschien ihm der Mordverdacht gar nicht mehr so abwegig. Menschen waren schon für weit weniger getötet worden. Gleichwohl ließ er sich seine Erregung nicht anmerken.

»Ich verstehe. Das ist in der Tat ein überzeugendes Argument, das auch den Geschworenen einleuchten würde.« Er verschränkte die Hände ineinander und stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch. »Aber warum sollen sie glauben, die bedauernswerte Witwe habe den Mord begangen und nicht ein Anhänger Prinz Waldos oder einer der anderen deutschen Herrscher, die an die Einheit glauben? Sie alle hätten doch gewiß auch

handfeste Motive. Unzählige Morde sind im Kampf für oder gegen ein Königreich begangen worden. Soll sie ihn wirklich getötet haben, um ihn nicht zu verlieren?«

Zorah beugte sich vor. Ihre schmalen, doch kräftigen Finger umklammerten die Armlehnen, ihre Miene war ernst. »Ja!« rief sie. »Felzburg und wir sind ihr völlig egal. Wenn er zurückgekehrt wäre und ihr abgeschworen hätte – ob aus eigenem Antrieb oder auf Druck, das ist unwesentlich, denn niemand hätte es erfahren oder sich darum geschert –, dann wäre der ganze Traum von der großen Liebe zerplatzt. Sie wäre eine jämmerliche, wenn nicht sogar lächerliche Gestalt gewesen, eine Frau, die nach zwölf Jahren Ehe plötzlich sitzengelassen wird und dazu auch nicht mehr in der Blüte ihrer Jugend ist.«

Ihre Züge wurden herber, ihre Stimme rauher. »Andererseits ist sie nun, dank seinem Tod, die Heldin einer Familientragödie und steht im Mittelpunkt von Bewunderung und Neid. Sie hat die Aura des Geheimnis- und Reizvollen. Und sie hat die Freiheit, Bewunderern ihre Gunst zu schenken, oder auch nicht, solange sie diskret bleibt. Sie kann als eine der großen Geliebten in die Geschichte eingehen, derer man in Liedern und Legenden gedenkt. Sie wäre auf gewisse Weise unsterblich. Hand aufs Herz: Wer würde nicht davon träumen? Und das Wichtigste, man erinnert sich ihrer voller Respekt, ja, Ehrfurcht. Niemand lacht. Und...«, fügte sie mit einem Augenzwinkern hinzu, »...selbstverständlich hat sie ihr eigenes Vermögen.«

»Ich verstehe.« Rathbone hatte sich gegen seine Absicht mitreißen lassen. Er überlegte unwillkürlich, welche übermächtige Leidenschaft diese Frau im Prinzen entfacht haben mußte, daß er ihr die Krone und sein Land geopfert hatte. Was für ein Mensch mußte sie sein? Über welche Ausstrahlung, welchen einzigartigen Zauber gebot sie, daß jemand ihr so verfallen konnte?

Ging von ihr am Ende eine Faszination ähnlich der von Zorah Rostova aus, daß sie in Friedrich Träume und Begierden geweckt hatte, die er bis dahin bei sich nie für möglich gehalten hätte?

Hatte sie ihm Elan und den Glauben an sich selbst und seine ungeahnten Möglichkeiten eingeflößt? Wie viele schlaflose Nächte hatte ihn das Ringen zwischen Pflicht und Sehnsucht gekostet? Wie war für ihn der Vergleich zwischen der Vorstellung vom höfischen Dasein – das endlose tägliche Zeremoniell, die Aura der Distanz, die einen König zwangsläufig umgab, die Einsamkeit einer Existenz ohne die Frau, die er liebte – mit den Lockungen eines Lebens im Exil zusammen mit einer so außergewöhnlichen Geliebten. Sie würden gemeinsam alt werden, zwar getrennt von Familie und Vaterland, doch eben nie einsam. Wäre nur nicht das schlechte Gewissen. Fühlte er sich schuldig, weil er den Weg des Herzens und nicht den der Pflicht beschritten hatte?

Und die Frau. Zwischen welchen Alternativen hatte sie gestanden? Oder war es für sie einfach ein Kampf gewesen, den man gewann oder verlor? Hatte Zorah recht, und Gisela hatte verzweifelt Königin werden wollen – und verloren? Oder war sie aus Liebe zu diesem Mann bereit gewesen, in ihrer Heimat als Verräterin beschimpft zu werden, solange sie nur mit ihm zusammen sein konnte? War sie jetzt eine von einem schweren Schicksalsschlag getroffene Frau? Oder hatte sie diesen Umstand mit eigener Hand herbeigeführt, weil es sonst keine andere Möglichkeit gegeben hatte, nach einer glanzvollen Romanze der Demütigung zu entgehen, vor den Augen der Öffentlichkeit als verlassene Frau dazustehen?

»Nehmen Sie meinen Fall nun an?« fragte Zorah nach minutenlangem Schweigen.

»Vielleicht.« Er war immer noch auf der Hut, obwohl er den Kitzel der Herausforderung spürte und der Hauch der Gefahr, wie er zugeben mußte, etwas Erregendes an sich hatte. »Sie haben mich davon überzeugt, daß sie ein Motiv gehabt haben könnte, aber nicht, daß sie es getan hat.« Er gab sich Mühe, mit fester Stimme zu sprechen. Er mußte doch kühl wirken. »Angenommen, Königin Ulrike verlangte, daß er Gisela opferte, welche Beweise haben Sie, daß Friedrich tatsächlich heimkehren wollte?«

Sie biß sich auf die Lippe. Verärgerung huschte über ihr Gesicht, dann lachte sie. »Gar keine. Aber Ende des Frühlings war Rolf Lansdorff für eine Woche im Landsitz von Lord und Lady Wellborough. Prinz Friedrich und Prinzessin Gisela waren ebenfalls eingeladen – wie übrigens auch ich. Rolf führte immer wieder Gespräche mit Friedrich. Es wäre naiv, anzunehmen, er hätte ihm diesen Vorschlag nicht unterbreitet. Wir werden nie erfahren, was Friedrich getan hätte, wäre er am Leben geblieben. Er ist tot. Genügt Ihnen das nicht?«

»Für einen Verdacht – ja.« Rathbone beugte sich weit vor. »Aber das ist kein Beweis. Wer war noch im Haus der Wellboroughs zugegen? Was geschah dort? Geben Sie mir Details, Indizien, aber keine persönlichen Gefühle.«

Sie musterte ihn mit stetem Blick. Um ihre Mundwinkel spielte ein ironisches Lächeln. »Lord Wellborough ist Waffenhersteller und -händler. Ein Krieg, jeder Krieg, es sei denn in England, käme ihm sehr gelegen.«

Rathbone zuckte zusammen.

»Sie haben um eine realistische Darstellung gebeten«, erklärte sie. »Oder fällt das in den Bereich Gefühle? Sie selbst scheinen bestimmte Gefühle zu empfinden, Sir Oliver.« Ihre Augen funkelten spöttisch.

Rathbone war nicht bereit, ihr seine Abscheu kundzutun. Wellborough war für ihn kein Engländer. Es beschämte ihn zutiefst, daß ein Landsmann mit dem Tod anderer Geschäfte machte. Gut, er hatte alle möglichen klugen Argumente wie Notwendigkeit, Unvermeidbarkeit, Wahl und Freiheit gehört, und doch widerten ihn die Profite der Waffenhändler an. Aber das konnte er dieser faszinierenden deutschen Gräfin unmöglich sagen.

»Ich habe die Rolle der Geschworenen gespielt«, erklärte er kühl. »Jetzt bin ich wieder der Anwalt. Die Gästeliste, wenn ich bitten darf.«

»Gerne. Wie ich vorhin schon gesagt habe, war Graf Lansdorff zugegen. Rolf ist der Bruder der Königin und ein äußerst

mächtiger Mann. Er verachtet Prinz Waldo, den er für einen Schwächling hält, und war für Friedrichs Rückkehr – natürlich ohne Gisela. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob er persönliche Vorbehalte gegen Gisela hatte oder sich nur Ulrike anschloß, die sie auf keinen Fall geduldet hätte. Schließlich trägt sie die Krone, nicht er.«

»Der König hätte sie auch nicht geduldet?«

Zorah hätte ihm fast ins Gesicht gelacht. »Ich glaube, es ist schon lange her, Sir Oliver, daß sich der König einem Wunsch der Königin widersetzt hat. Sie ist klüger als er, aber er ist klug genug, um das zu erkennen. Außerdem war und ist er zu krank, um für oder gegen etwas zu kämpfen. Aber ich wollte auf etwas anderes hinaus: Rolf ist kein Monarch. So nah er der königlichen Familie auch steht, zwischen einem gekrönten und einem ungekrönten Haupt liegen immer noch Welten. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat und zum Kämpfen bereit ist, wird Ulrike immer gewinnen. Rolf ist zu stolz, um sich auf einen Kampf einzulassen, den er verlieren muß.«

»Sie haßt Gisela so sehr?« Rathbone konnte das kaum nachvollziehen. Doch es mußte etwas Entscheidendes zwischen ihnen vorgefallen sein, daß die eine die Rückkehr der anderen hintertrieb und dafür sogar bereit war, unter Umständen die Unabhängigkeit ihres Landes zu opfern.

»O ja«, antwortete Zorah. »Aber ich glaube, Sie haben mich mißverstanden, teilweise zumindest. Sie glaubte nicht, daß Gisela ihrem Ziel dienen würde. Die Königin ist weder dumm, noch würde sie die Erfüllung ihrer Pflichten hinter persönliche Gefühle stellen. Ich dachte, das hätte ich bereits erklärt. Trauen Sie meinen Worten nicht?«

Er verlagerte sein Gewicht. In der Gegenwart dieser Frau fühlte er sich merkwürdig befangen. »Ich glaube alles nur unter Vorbehalt, Ma'am. Hier scheint ein Widerspruch vorzuliegen, aber fahren Sie trotzdem fort. Wer außer Prinz Friedrich, Prinzessin Gisela, Graf Lansdorff und Ihnen war noch zugegen?«

»Graf Klaus von Seidlitz mit seiner Gattin Evelyn.«

»Und sein politischer Standpunkt?«

»Er war gegen Friedrichs Rückkehr. Meiner Meinung nach schwankt er noch in der Frage der Vereinigung mit dem Deutschen Reich, aber er befürchtete, daß Friedrichs Thronbesteigung Unruhe im Volk, vielleicht sogar offenen Widerstand provozieren würde, wovon nur unsere Feinde hätten profitieren können.«

»Hatte er recht? Hätte ein Bürgerkrieg ausbrechen können?«

»Noch mehr Waffen von Lord Wellborough?« fragte sie spitz.
»Ich weiß es nicht. Uneinigkeit und Führungsschwäche wären wohl die wahrscheinlichere Folge gewesen.«

»Und seine Frau? Hat sie Verpflichtungen?«

»Nur dem guten Leben gegenüber.«

Ein hartes Urteil, und er sah in ihren Zügen keinerlei Anzeichen für eine Milderung. »Ich verstehe. Wer noch?«

»Baronin Brigitte von Arlsbach, die die Königin ursprünglich als Gattin für Friedrich vorgesehen hatte, bevor er wegen Gisela auf alles verzichtete.«

»Liebte sie ihn?«

Ein rätselhafter Ausdruck huschte über ihr Gesicht. »Das glaube ich nicht, auch wenn sie danach nie geheiratet hat.«

»Auf welcher Seite steht sie? Und, gesetzt den Fall, Friedrich hätte Gisela verlassen, hätte er später sie geheiratet und mit ihr den Thron bestiegen?«

Erneut lachte sie auf, doch mischte sich auch Schmerz in ihre Belustigung. »Doch, ich nehme an, daß es so gekommen wäre, wenn er am Leben geblieben und heimgekehrt wäre und Brigitte sich dazu verpflichtet gefühlt hätte. Wahrscheinlich hätte sie zugestimmt, allein schon um den Thron zu stärken. Andererseits hätte Friedrich sich aus politischen Gründen für eine jüngere Frau entscheiden können. Für den Thron muß es doch auch einen Erben geben. Mittlerweile ist Brigitte den Vierzig näher als den Dreißig, zu alt für eine Frau, die noch nie ein Kind hatte. Aber sie ist im ganzen Land sehr beliebt.«

»Friedrich und Gisela hatten keine Kinder?«

»Nein, Waldo übrigens auch nicht.«

»Ist Waldo verheiratet?«

»O ja, mit Prinzessin Gertrudis. Ich würde gern sagen, daß ich sie nicht mag, aber das kann ich nicht.« Mit einem Auflachen machte sie sich über sich selbst lustig. »Sie ist all das, was ich eigentlich verachte und hoffnungslos öde finde. Sie ist häuslich, gehorsam, sanft, züchtig gekleidet, nett anzusehen und zu jedermann freundlich. Sie scheint zu allem die angemessenen Worte zu wissen und sagt sie auch!«

Er schmunzelte. »Und das finden Sie öde?«

»Unglaublich sogar! Jede Frau kann Ihnen das bestätigen, Sir Oliver. Wenn sie ehrlich ist, wird sie Ihnen sagen, daß solche Wesen eine Beleidigung unserer Natur sind.«

Ihm kam spontan Hester Latterly in den Sinn, die so stur, unachgiebig, ungerecht und aufbrausend werden konnte, wenn sie woanders Dummheit, Grausamkeit, Feigheit oder Heuchelei entdeckte. Als gehorsam konnte er sie sich auf keinen Fall vorstellen. Sie mußte für die Soldaten ein einziger Alptraum gewesen sein, als sie im Krimkrieg im Lazarett gearbeitet hatte. Er lächelte unwillkürlich. Sie hätte Zorah garantiert zugestimmt.

»Jemand, den Sie sehr gern mögen, ist Ihnen eingefallen.«

Zorah hatte ihn aus seinen Gedanken gerissen, und wieder spürte er, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. »Sagen Sie mir, warum Sie Gertrudis trotz allem mögen«, brummte er unwirsch.

Seine Verlegenheit amüsierte sie. »Weil ihr Humor einfach köstlich ist«, erwiderte sie lachend. »So einfach ist das. Es fällt uns schwer, jemanden abzulehnen, der uns mag und zudem die Gabe hat, das Absurde im Leben zu sehen und es dennoch zu genießen.«

Dem mußte Rathbone wohl oder übel zustimmen, obwohl er lieber widersprochen hätte. Schon wieder war es ihr gelungen, ihn aus der Fassung zu bringen. Er kehrte abrupt zu seiner noch unbeantworteten vorangegangenen Frage zurück. »Was will Brigitte? Auf welcher Seite steht sie? Ist sie für oder gegen die Vereinigung? Wollte sie Königin werden? – Oder ist das eine törichte Frage?«

»Nein, Ihre Frage ist ganz und gar nicht töricht. Ich glaube nicht, daß Brigitte Königin werden wollte, aber sie wäre dazu bereit gewesen, wenn sie es als ihre Pflicht angesehen hätte.« Mit einem Schlag war alle Belustigung aus Zorahs Gesicht gewichen. »Öffentlich sprach sie sich dafür aus, daß er zurückkehren und den Kampf für die Unabhängigkeit anführen sollte. Ingeheim hoffte sie allerdings wohl eher, er möge in seinem Exil bleiben und ihr die Erniedrigung einer Hochzeit mit ihm ersparen.«

»Erniedrigung?« Das konnte Rathbone nun wirklich nicht verstehen. »Was kann an einer Hochzeit mit einem König erniedrigend sein, zumal wenn man im Volk sehr beliebt ist?«

»Ganz einfach!« rief sie in scharfem Ton und blitzte ihn verächtlich an. »Eine Frau von Format heiratet keinen Mann, der vor aller Öffentlichkeit einer anderen zuliebe auf Thron und Land verzichtet hat! Würden Sie eine Frau heiraten, die in einer der größten Liebesgeschichten der Welt die weibliche Hauptrolle gespielt hat, während Sie nicht einmal Statist waren?«

Er kam sich vor wie ein dummer Junge. Wie wenig er doch begriffen hatte! Ein Mann mochte nach Macht, Ämtern, Ansehen streben; aber er hätte sich denken können, daß eine Frau entweder Liebe wollte, oder, wenn sie die nicht bekam, dann wenigstens einen äußeren Anschein davon. Er kannte nicht viele Frauen sehr gut, aber er hatte geglaubt, über sie Bescheid zu wissen. Er hatte genügend Fälle mit Frauen erlebt, wie sie gemeiner oder verletzlicher oder durchtriebener, klüger oder grenzenlos dümmer nicht hätten sein können. Und doch stellte ihn Hester immer noch vor Rätsel – bisweilen zumindest.

»Überlegen Sie nur, wie das für Sie wäre, wenn Sie sich von jemandem lieben lassen müßten, der das nur tut, weil es seine Pflicht ist!« setzte sie unbarmherzig nach. »Mir würde davon schlecht werden. Genausogut könnte man mit einer Leiche ins Bett gehen!«

»Also bitte!« protestierte er. Diese Frau konnte im einen Augenblick ungemein einfühlsam sein und im nächsten abstoßend vulgär. Er war peinlich berührt. »Ich habe Ihr Anliegen

verstanden, Madam. Sie brauchen es nicht zu illustrieren.« Er senkte die Stimme, kämpfte mühsam um Beherrschung. Sie sollte doch nicht merken, wie sehr sie ihn aus der Fassung gebracht hatte. »Sind das nun alle, die diese unglückselige Woche bei Lord und Lady Wellborough verbrachten?«

»Nein«, seufzte sie. »Stephan von Emden war auch dabei. Er gehört dem alten Adel an. Und Florent Barberini. Seine Mutter ist eine entfernte Verwandte des Königs, und sein Vater ist Venezianer. Sie brauchen mich nicht nach seinen und Stephans politischen Anschauungen zu fragen, weil ich sie nicht kenne. Aber Stephan ist ein sehr guter Freund von mir und wird Ihnen in meinem Fall weiterhelfen; das hat er mir schon versprochen.«

»Schön!« bellte Rathbone. »Sie werden nämlich jede nur denkbare Hilfe und Freunde bitter nötig haben.«

Nun erst dämmerte ihr, daß sie ihn verärgert hatte. Ihre Augen wurden weicher, ihr Ton ernst. »Es tut mir leid. Meine Sprache war wohl etwas zu unverblümt. Aber ich wollte doch nur, daß Sie mich verstehen... Nein, das stimmt nicht! Ich bin wütend, weil sie Brigitte so etwas antun wollten, und erwarte, daß Sie Ihre männliche Selbstgefälligkeit aufgeben und das endlich begreifen! Ich mag Sie, Sir Oliver. Sie haben eine gewisse Gelassenheit, diese englische Unterkühltheit an sich, die Sie äußerst attraktiv macht.« Sie schenkte ihm auf einmal ein strahlendes Lächeln.

Er unterdrückte einen Fluch. Offene Schmeichelei, noch mehr aber die Freude, die er darüber empfand, waren ihm zuwider.

Sie lehnte sich zurück. »Sie möchten erfahren, was vorgefallen ist? Nun, es geschah am dritten Tag nach dem Eintreffen der letzten Gäste. Wir ritten bis zur Erschöpfung, wie ich zugeben muß. Wir jagten über die Felder und sprangen im Galopp über mehrere Hecken. Dabei stürzte Friedrichs Pferd und warf ihn ab. Er landete sehr unglücklich. Das Pferd kam wieder hoch, doch Friedrichs Fuß hatte sich im Steigbügel verfangen. So schleifte es ihn noch ein Stück mit, bevor wir es festhalten und ihn befreien konnten.«

»War Gisela auch dabei?« unterbrach er sie.

»Nein. Sie reitet nur, wenn es sich nicht vermeiden läßt, und dann nur im Schritt in exklusiven Parks oder bei festlichen Umzügen. Ihr liegen Kunst und Verfeinerung, aber nicht die Natur. Was sie auch unternimmt, es steckt immer ein Zweck, ein gesellschaftlicher Anlaß dahinter, aber nie Freude am Leben.« Selbst wenn Zorah versuchte, ihre Verachtung zu verbergen – es gelang ihr nicht.

»Demnach scheidet sie als Verursacherin des Unglücks aus.«

»Ja. Soweit ich das beurteilen kann, war es pures Pech. Niemand half nach.«

»Brachten Sie Friedrich ins Haus zurück?«

»Ja. Das war wohl das einzige, was wir tun konnten.«

»War er bei Bewußtsein?«

»Ja, warum?«

»Er muß entsetzliche Schmerzen gehabt haben.«

»Ja.« Ihr Gesicht drückte auf einmal größte Bewunderung aus. »Friedrich mag in mancherlei Hinsicht töricht gewesen sein, aber Tapferkeit kann ihm niemand absprechen. Er war sehr stark.«

»Sie haben natürlich sofort einen Arzt gerufen.«

»Selbstverständlich. Und um Ihrer nächsten Frage zuvorzukommen: Gisela war völlig aufgelöst.« Ein müdes Lächeln flakerte über ihre Lippen. »Sie wich nicht von seiner Seite. Aber das war nichts Außergewöhnliches. Sie waren nie lange voneinander getrennt. Sie beide schienen es so zu wünschen, er vielleicht etwas mehr als sie. Daß sie ihn nicht aufmerksam und gewissenhaft gepflegt hätte, kann ihr gewiß niemand vorwerfen.«

Rathbone erwiderte ihr Lächeln. »Nun, wenn nicht einmal Sie das können, dann gibt es wohl wirklich niemanden.«

Sie hob anmutig den Zeigefinger. »*Touché*, Sir Oliver.«

»Und wie hat sie ihn ermordet?«

»Mit Gift natürlich!« Sie zog erstaunt die Augenbrauen hoch, weil er da noch fragte. »Woran dachten Sie denn? Daß sie eine Pistole aus dem Waffenschrank genommen und ihn erschossen

hätte? Sie könnte sie ja nicht einmal laden und wüßte wohl auch nicht, wo vorne und hinten ist.« Schon wieder hatte sie diesen verächtlichen Tonfall. »Dr. Gallagher mag zwar dumm sein, aber nicht so dumm, daß er ein Einschußloch übersieht, wenn das Opfer an einem Pferdesturz verstorben sein soll.«

»Es gibt Ärzte, die auch schon mal ein gebrochenes Genick übersehen haben«, rechtfertigte sich Rathbone. »Oder Tod durch Ertrinken, wenn die betreffende Person bereits krank war und mit einer raschen Genesung nicht zu rechnen war.«

Die Gräfin schnitt eine Grimasse. »Ich kann mir ehrlich gesagt nicht vorstellen, daß Gisela ihn erwürgt hat. Und sie wüßte mit Sicherheit nicht, wie man einem Menschen das Genick bricht.«

»Und daraus leiten Sie ab, daß sie ihn vergiftet hat?« fragte er ruhig.

Sie starrte ihn mit ihren funkelnden Augen an. »Sie sind zu scharfsinnig, Sir Oliver«, gab sie mit ironischem Unterton zu. »Richtig, ich leite es ab. Ich habe keine Beweise. Wäre das der Fall, hätte ich sie nicht öffentlich beschuldigt, sondern wäre ganz einfach zur Polizei gegangen. Dann hätte man sie angeklagt, und alles andere wäre nicht nötig gewesen.«

»Und warum ist es nötig?«

»Wegen der Gerechtigkeit?« Sie legte den Kopf schief – eine eindeutige Geste: Es war eine Frage, keine Antwort.

»Nein.«

»Ach, Sie glauben nicht, daß mein Gerechtigkeitsinn mich zum Handeln veranlaßt hat?«

»Nein.«

Sie seufzte. »Sie haben recht. Von mir aus könnten sich der Teufel oder der liebe Gott darum scheren.«

»Aber warum dann, Madam?« bohrte er nach. »Sie setzen viel aufs Spiel. Wenn Sie Ihre Behauptung nicht stützen können, sind Sie ruiniert, nicht nur finanziell, sondern auch gesellschaftlich. Womöglich droht Ihnen sogar Gefängnis. Hier geht es um einen sehr ernstesten Fall von Verleumdung, noch dazu in aller Öffentlichkeit.«

»Nun, privat hätten solche Äußerungen wohl wenig Sinn«, erwiderte sie.

»Und was wollen Sie überhaupt?«

»Sie dazu zwingen, sich zu verteidigen, was sonst?«

»Aber Sie sind doch diejenige, die sich verteidigen muß. Sie stehen unter Anklage!«

»Von Rechts wegen, ja. Aber sie wird von mir beschuldigt, und wenn sie weiter vor der Welt als Unschuldige dastehen will, muß sie mich der Lüge überführen.« Sie machte ein Gesicht, als gebe es nichts Selbstverständlicheres.

»Nein, das muß sie nicht«, widersprach er. »Gisela muß lediglich beweisen, daß Sie diese Äußerungen getan haben und daß sie ihr geschadet haben. Die Beweislast liegt allein bei Ihnen. Wenn Sie nicht alle Zweifel ausräumen können, hat sie gewonnen. Sie braucht Ihre Behauptungen nicht zu widerlegen.«

»Nicht vor dem Gesetz, Sir Oliver, aber vor der Welt sehr wohl! Können Sie sich wirklich vorstellen, daß Sie oder jemand in ähnlicher Lage sich zufrieden gibt, wenn noch Fragen offen sind?«

»Ich gestehe, das ist unwahrscheinlich, wenn auch denkbar. Aber sie wird mit Sicherheit zurückschlagen und Ihnen eigennützige Motive für Ihre Bezeichnungen vorwerfen. Sie müssen sich auf eine häßliche Schlacht gefaßt machen, in der man auch Sie persönlich angreifen wird. Sind Sie dazu bereit?«

Zorah Rostova holte tief Luft und straffte ihre schmalen Schultern. »Ja, das bin ich.«

»Warum tun Sie das, Gräfin?« Er mußte es wissen. Dieser Fall war so bizarr wie gefährlich. Ihr Gesicht mochte unbekümmert wirken, aber sie war nicht dumm. Auch wenn sie vielleicht nicht mit den Gesetzen vertraut war, so war sie ganz gewiß weltgewandt.

Auf einmal verschwand jeder Ausdruck von Spott oder Streitlust aus ihrer Miene, und sie sah ihm ernst in die Augen. »Weil sie einen Mann bis zu seiner Selbstzerstörung benutzt hat. Und dieser Mann hätte trotz seiner Leichtfertigkeit und Undis-

ziplinertheit unser König werden sollen. Ich werde nicht dulden, daß die Welt eine der großen Liebenden in ihr sieht, während sie in Wahrheit eine von Ehrgeiz und Gier zerfressene Frau ist, die zuallererst sich selbst und sonst nichts und niemanden auf der Welt liebt. Ich hasse Heuchelei. Wenn Sie schon nicht glauben können, daß ich die Gerechtigkeit liebe, glauben Sie mir dann wenigstens das?«

»Ich glaube Ihnen, Madam«, sagte er, ohne zu zögern. »Ich hasse Heuchelei und bin zutiefst davon überzeugt, daß jeder normale britische Geschworene genauso empfindet.«

»Dann übernehmen Sie den Fall?« drängte sie.

Es war eine Herausforderung, die an allem rüttelte, was er in den Jahren gepflegt hatte: seinem Sicherheitsdenken, seiner Korrektheit, seinem stets so brillanten wie taktvollen Auftreten vor Gericht.

»Ja«, willigte er, ohne zu zögern, ein.

Er sah es als eine moralische Pflicht, nach der beide Seiten von den bestmöglichen Anwälten vertreten werden mußten, was gleichermaßen dem Ruf Giselas galt, sollte sie sich tatsächlich als unschuldig erweisen, wie auch dem von Recht und Gesetz. Geschah dies nicht, würde die Öffentlichkeit nie aufhören, Fragen zu stellen, und der Streit würde immer wieder neu ausbrechen.

Zugleich sah er auch eine Gefahr, aber eine Gefahr von der Sorte, die den Herzschlag beschleunigte und den Blick auf den unermeßlichen Reichtum des Lebens öffnete.

An diesem Abend ging Rathbone mit einem Freund ins Theater in der Shaftsbury Avenue und danach zum Essen. Sie saßen mit einer Reihe Bekannter am Tisch und führten höchst anregende Gespräche. Das Stück war mehr als unterhaltsam gewesen, voll sprühendem Witz und Anzüglichkeiten, die Schauspieler hatten gegläntzt, und das Bühnenbild und die Kostüme hatten alle beeindruckt. Auch das Dinner war vorzüglich. Rathbone hätte also den Abend in vollen Zügen genießen können, zumal seine Erhebung in den Adelsstand gefeiert wurde und er im Mit-

telpunkt stand. Jedermann beglückwünschte ihn, es wurde viel gelacht, und der Champagner floß in Strömen.

Um ihn herum plätscherte die Konversation dahin.

»Wunderbares Glück!« schwärmte Lady Whickham, die zu seiner Rechten saß und sich nun vorbeugte. Ihre drallen Arme schimmerten weiß im Kerzenlicht. »Und ungemein raffiniert! Ich schwöre, ich hätte nie gehant, daß es so ausgehen würde.«

»Konstruiert, wenn Sie mich fragen«, widersprach Colonel Keogh, und wie zur Bekräftigung sträubten sich seine grauen Koteletten. »Niemand, der auch nur einen Funken Verstand hat, würde sich so verhalten. Der Mann war eindeutig verrückt. Das konnte jeder sehen. Nur ein Dummkopf hätte ihm vertraut.«

»Aber genau das war doch der Witz, meine ich.« Mrs. Lacey sah belustigt zwischen den beiden hin und her. Sie hatte ein unauffälliges Gesicht und trug braune Kleider, die ihr nicht standen, aber Rathbone hatte sie schon immer gemocht, weil sie so offen war und nie versuchte, sich anzubiedern. Ihren Mann, ein sehr guter Anwalt am Amtsgericht, schätzte er ebenfalls.

»Ah, aber Sie müssen doch sehen...« Colonel Keogh beugte sich über den Tisch und setzte zu einem ausführlichen Vortrag über die menschliche Natur an.

Rathbone hörte nicht mehr hin. Die Handlung des Stücks war an manchen Stellen in der Tat etwas zu verwickelt gewesen und hatte zu sehr auf Zufall und hohe Gefühle gebaut. Freilich war das alles bieder, wenn man es mit der Geschichte der Gräfin Zorah Rostova verglich, die er heute nachmittag in seiner Kanzlei gehört hatte. Gewiß, die Bühnenheldin war unbeschreiblich schön und nach der neuesten Mode gekleidet gewesen. Auch hatte es beträchtliches Geschick erfordert, in diesem riesigen Reifrock über die Bühne zu schweben, ohne die Möbelstücke umzuwerfen. Aber neben Zorah verblaßte sie, wirkte sie mit ihren allzu wohlgeformten Zügen, ihrem zu offensichtlich goldenem Haar, ihrer zu sorgfältig modulierten Stimme langweilig. Ihre Rolle voll geballter Leidenschaft angelegt, dennoch strahlte sie weniger Präsenz aus als Zorah, war sie um so vieles leichter

zu durchschauen. Von ihr ging kein echtes Feuer aus, keine Gefahr, die den Herzschlag beschleunigte und den Blick auf den unermesslichen Reichtum des Lebens öffnete.

»Sehen Sie es nicht auch so, Sir Oliver?« fragte Lady Whickham.

Rathbone hatte keine Ahnung, wovon sie redete. »Sie haben gewiß recht«, pflichtete er ihr hastig bei.

»Na also«, wandte sie sich triumphierend an Mrs. Keogh, die genausowenig zugehört hatte. »Alles nur Klatsch und Gerüchte.«

»Ich gebe grundsätzlich nichts auf Klatsch«, stellte Colonel Keogh im Brustton der Überzeugung fest. »Schädliche Unsitte.«

»Kein Wunder, daß du so öde bist«, murmelte Mrs. Lacey.

Der Colonel blitzte sie an. »Wie bitte?«

Sie sah ihm treuherzig in die Augen. »Kein Wunder, daß das gelogen ist.«

»Wieso gelogen?« Der Colonel verstand nun überhaupt nichts mehr und wurde ärgerlich.

»Haben Sie schon den neuesten Skandal gehört?« fragte Lady Whickham in die Runde. »Es wird der größte Verleumdungsprozeß des Jahrhunderts. Vorausgesetzt, es kommt zum Verfahren, was ich allerdings bezweifle, denn man wird es wohl unter den Teppich kehren. Sie wird sich bestimmt entschuldigen oder sich für verrückt erklären oder etwas Ähnliches versuchen.«

»Worüber in Gottes Namen sprichst du?« fragte Lord Whickham und blinzelte sie über sein im Kerzenlicht glitzern- des Champagnerglas hinweg besorgt an.

»Über die Gräfin Zorah Rostova natürlich. Stellt sie sich doch glatt in aller Öffentlichkeit hin und behauptet, die arme Prinzessin Gisela von Felzburg hätte den ehemaligen Kronprinzen ermordet.«

»Gott im Himmel!« Das Champagnerglas glitt Lord Whickham aus der Hand, und sein ganzer Inhalt ergoß sich über die Tischdecke. »Wie absurd! Diese Frau ist verrückt! Es wird doch

sicher alles getan, um sie zum Schweigen zu bringen? Welche Schritte...«

»Sie ist natürlich verklagt worden«, erklärte seine Frau.

»Von wem? Von König, wie hieß er gleich wieder...?«

»Natürlich nicht.« Sie tat den Gedanken mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. »Von Prinzessin Gisela selbst! Die arme Frau! Niemand steht ihr bei. Die ganze Königsfamilie hat sie vor Jahren fallenlassen.«

»Niemand hat sie fallenlassen«, widersprach Rathbone. »Wenn Sie schon diesen Ausdruck benutzen wollen, dann trifft er wohl eher auf Friedrich zu, der seine Pflicht und sein Land aufgegeben hat. Und das hat er nur ihretwegen getan. Ob bewußt oder nicht, sie ist der Grund dafür.«

»Die Liebe war der Grund, Sir Oliver«, korrigierte Lady Whickham. »Es war eine der größten Liebesgeschichten des Jahrhunderts. Ihre Liebe war leidenschaftlich, ausschließlich und hoffnungslos. Sie konnte nicht ohne ihn sein, und er verzichtete auf Reich und Krone, um für immer mit ihr im Exil zu leben, statt allein zu herrschen. Jetzt ist er tot und sie allein, mittellos und ohne Freunde – und da wird sie von dieser Gräfin So-and-so in den Schmutz gezogen. Ich kann einfach nicht fassen, daß ein Mensch so gemein sein kann!« Ihr Gesicht verzerrte sich vor Abscheu und auch Anstrengung, weil sie versuchte, sich das Ausmaß dieser Gemeinheit auszumalen.

»Neid, wie ich annehme«, warf Mr. Lacey unwirsch dazwischen und drehte das Glas zwischen den Fingern. »Die Frau war selbst in Prinz Friedrich verliebt und rächt sich jetzt auf diese Weise. Eifersucht kann eine Seele vergiften, so daß sie am Ende zu jedem Verbrechen bereit ist, egal wie abstoßend oder verwerflich es allen anderen erscheinen mag. Aber ich denke, die Sache wird schnell geregelt.« Er nippte an seinem Glas. »An ihrer Schuld bestehen kaum Zweifel. Darum glaube ich nicht, daß es zu dem Sensationsprozeß kommt, mit dem Sie anscheinend rechnen.«

Mrs. Keogh schüttelte betrübt den Kopf. »Armes Ding. Erst

die Trauer, und dann das! Sie muß völlig am Ende sein. Vor einem Jahr fehlte ihr nichts von all dem, was das totale Glück ausmacht, und jetzt ist das alles zerstört. Was für ein tragischer Schicksalsschlag.«

»Nun, zumindest würde kein Mann von Ehre diese Bestie verteidigen«, stieß Colonel Keogh hervor. »Sie wird auf einen jüngeren Referendar zurückgreifen müssen, von dem noch keiner gehört hat, oder auf einen Anwalt von der Sorte, die der schlechte Ruf schon widerlegt, bevor sie überhaupt den Mund aufgemacht haben.«

Rathbone wollte die anderen schon darauf hinweisen, daß er Zorah Rostovas Verteidigung übernommen hatte, merkte aber noch rechtzeitig, wie peinlich das für Mrs. Keogh und wahrscheinlich auch für Laceys wäre. Andere bewußt in Verlegenheit zu stürzen war ein übler Verstoß gegen die guten Sitten, zumal dann, wenn sie ihm zu Ehren ein Fest gaben. Abgesehen davon würde niemand auch nur ansatzweise seine Motive verstehen.

»Eine schlechte Verteidigung wäre doch gewiß der englischen Gesetze unwürdig«, sagte er vorsichtig. »Und letztlich auch einer Prinzessin Gisela.

Keogh starrte ihn an. Erneut bauschten sich seine Koteletten. »Der Teufel soll mich holen, wenn ich das verstehe, Sir«, brummte er. »Klingt für mich nach Sophistereien. Seien Sie so freundlich und erklären Sie sich.«

»Selbstverständlich.« Rathbone kam dieser Aufforderung bereitwillig nach. Zum einen mochte er Keogh nicht, zum anderen hatte er auf die Gelegenheit gewartet, seinen Standpunkt darzulegen. »Der Kerngedanke unseres Rechtswesens ist es, daß es niemanden verurteilt, bevor nicht sämtliche Beweise vorgelegt und unparteiisch geprüft worden sind. Es begünstigt keine bestimmten Personen, Altersgruppen, gesellschaftlichen Ränge, politischen Überzeugungen, Rassen, Hautfarben oder Glaubensrichtungen. Ob Engländer oder Hottentotten, Prinzessinnen deutscher Staaten, Witwen oder deren Ankläger, alle werden gleich behandelt.«

Mr. Lacey murmelte seine Zustimmung. Keogh gab mit zusammengebissenen Zähnen ein Grunzen von sich.

»Nun zu der anderen Frage«, fuhr Rathbone fort. »Gräfin Rostova weniger als die bestmögliche Verteidigung zu geben hieße, ihre Vorwürfe nicht in der entsprechenden Form zu überprüfen. Angenommen, Sie wären Prinzessin Gisela, wäre Ihnen damit gedient, wenn gemunkelt würde, Sie hätten nur gewonnen, weil der Anwalt der Gegenseite inkompetent war?«

»Hm...« Keoghs Gesicht färbte sich rosa. »So weit wird es wohl kaum kommen. Wer ehrenhaft und geistig zurechnungsfähig ist, wird einer der großen Damen Europas so etwas doch nie unterstellen!«

»Die Welt besteht aber nicht nur aus ehrenhaften und geistig zurechnungsfähigen Menschen«, wandte Lord Whickham ein. »Nein, Rathbone hat recht. Es ist besser für unseren Ruf – und den ihren –, wenn sich versierte Leute dieses Falles annehmen. Es soll doch nicht heißen, wir hätten ihn nur so nebenbei erledigt; sonst greift am Ende irgendwer den Streit wieder auf, wenn die Beweise längst kalt sind.«

»Arme Frau«, wiederholte Lady Whickham betrübt. »Sie muß an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sein. Hoffentlich hat sie wenigstens Freunde, die ihr in dieser Not helfen. Ich fürchte, Trost ist inmitten einer solchen Situation nicht möglich.«

»Ich glaube nicht, daß sie wieder heiraten wird«, sinnierte Mr. Lacey.

»Himmel! Natürlich nicht!« Colonel Keogh war entsetzt. »Der arme Friedrich war die Liebe ihres Lebens. Unvorstellbar, daß sie es je erwägen würde! Es wäre wie... wie... ich weiß nicht..., wie wenn Julia Romeos Grab verließ und sich mit... irgendeinem anderen vermählte.« Er schnitt sich ein Stück vom Stiltonkäse herunter und schob es sich genüsslich in den Mund. »Eine solche Frau liebt nur einmal im Leben, mit ganzem Herzen und für immer!« fügte er voller Inbrunst hinzu.

Mrs. Lacey sagte nichts.

Rathbones Gedanken trieben schon wieder in eine andere Richtung. Nur noch am Rande registrierte er die sorgfältig gekämmten und mit Diademen verzierten Köpfe der Frauen, ihre weißen Schultern, die durchgestreckten Rücken, die schlanken Taillen, die Halstücher und Chemisetten bei den Männern. Ihre Konversation, das Klirren der Gläser und des Bestecks ging ganz an ihm vorbei. Was würde wohl Zorah Rostova von dieser so höflichen wie einfältigen Gesellschaft halten? Arglistig war keiner von ihnen. Und sollten sie einmal einen bösen Gedanken hegen, so war ihr Horizont zu begrenzt, als daß er sich entfalten könnte. Sie fürchteten, was sie nicht kannten, und sie hatten Vorurteile, weil das so viel leichter war, als sich mit Neuem zu beschäftigen, das am bisher Geglauten rütteln konnte. Aber sie hatten auch ihre Träume, waren verletzlich und hatten Anwendungen von Mitgefühl.

Gleichwohl waren sie im Vergleich mit Zorah unglaublich flach. Er sehnte sich danach, diese Runde zu verlassen und irgendwo eine unkonventionelle, geistreiche Person zu finden, die dem Verstand – und auch den Gefühlen – neues, prickelndes Leben einhauchte. Und wenn das mit Gefahren verbunden war, so machten vielleicht gerade sie das Vergnügen aus.

Zorah hatte ihre Karte hinterlassen. So suchte Rathbone sie am Nachmittag des folgenden Tages in ihrer Londoner Residenz auf. Zuvor hatte er ihr allerdings seine Absicht schriftlich mitgeteilt.

Sie empfing ihn mit einer Freude, die die meisten Damen der Gesellschaft als unziemlich empfunden hätten. Rathbone dagegen wußte durch langjährige Erfahrung, daß Menschen, denen ein Zivil- oder Strafprozeß droht, ihre Angst, häufig ganz entgegen ihrem üblichen Wesen zu erkennen gaben. Wenn man genauer hinsah, entdeckte man bei jedem Facetten, die sich in Zeiten ohne Not vielleicht noch gut bemänteln ließen, doch die Angst legte alle Hüllen bloß und durchbrach die gekünstelten Manieren, die nur dem Selbstschutz dienten.

»Sir Oliver! Schön, daß Sie gekommen sind!« rief Zorah spontan. »Ich habe mir die Freiheit genommen, auch Baron Stephan von Emden einzuladen. Damit spare ich mir die Mühe, später nach ihm zu senden. Sie haben auch sicher keine Zeit zu verlieren. Wenn Sie mich unter vier Augen zu sprechen wünschen, dann können wir uns in ein anderes Zimmer zurückziehen.« Damit wandte sie sich um und führte ihn durch das eher belanglose Vestibül in einen Salon, bei dessen Anblick es Rathbone den Atem verschlug. An der Wand gegenüber der Tür hing ein gigantisches Seidentuch mit raffiniert hineingemalten Mustern in den Farben Rotbraun, Tiefrot, Schokoladenbraun und Pechschwarz sowie zu äußerst komplizierten Knoten verflochtenen Fransen an der Borte. Auf einem Ebenholztisch stand ein silberner Samowar, und der Boden war bedeckt mit Bärenfellen, alle in freundlichem Braun. Dazu gab es eine rote Ledercouch, die unter einer Vielzahl von ganz verschiedenen bestickten Kissen schier ertrank.

Vor einem der zwei hohen Fenster stand ein junger Mann mit braunem Haar und einem freundlichen Gesicht, das im Moment allerdings bedrückt wirkte.

»Baron Stephan von Emden«, stellte Zorah in fast beiläufigem Ton vor. »Sir Oliver Rathbone.«

»Es ist mir eine Ehre, Sir Oliver.« Stephan verbeugte sich tief und schlug die Hacken zusammen, wenn auch fast lautlos. »Ich bin unendlich erleichtert, daß Sie die Verteidigung der Gräfin Rostova übernommen haben.« Seinem Gesicht war abzulesen, daß er es wirklich so meinte. »Sie ist in einer extrem schwierigen Lage. Wenn ich irgendwie helfen kann, so will ich es gerne tun.«

»Danke.« Rathbone war sich noch nicht sicher, ob das lediglich eine freundschaftliche Geste sein sollte, oder ob der Baron noch andere Absichten verfolgte. Da Zorah so offen gewesen war, wollte auch er ohne Umschweife zum Thema kommen. Abgesehen davon war in diesem Raum jede Halbherzigkeit von vornherein ausgeschlossen. Man war entweder aufrichtig, egal was das für Folgen hatte, oder man zog sich entsetzt zurück.

»Glauben Sie, daß die Prinzessin des Mordes an ihrem Mann schuldig ist?«

Stephan wirkte zunächst perplex, doch schnell trat ein belustigtes Leuchten in seine Augen.

Zorah stieß einen Seufzer aus. War sie erleichtert, weil Rathbone nicht den korrekten Engländer herauskehrte?

»Ich weiß es nicht«, antwortete Stephan auf Rathbones Frage. »Aber ich habe keinen Zweifel an dem, was Zorah glaubt. Ich gehe davon aus, daß es wahr ist, und bin sicher, daß sie ihre Ansicht weder leichtfertig noch in böser Absicht geäußert hat.«

Rathbone schätzte ihn auf Anfang dreißig und damit etwa zehn Jahre jünger als sich selbst. Ihm war immer noch nicht klar, in welcher Beziehung er zur Gräfin stehen mochte. Warum zeigte er sich bereit, einer Frau zuliebe, die eine solch verwegene Behauptung aufgestellt hatte, seinen Namen und Ruf zu riskieren? War er am Ende davon überzeugt, nicht nur, daß sie die Wahrheit sagte, sondern auch, daß sie sich beweisen ließe? Oder waren seine Motive in dieser Tragödie mehr emotionaler anstatt rationaler Natur und von Liebe oder Haß bestimmt?

»Ihre Zuversicht ist sehr wohltuend«, sagte Rathbone höflich. »Und Ihre Hilfe ist hochwillkommen. Woran denken Sie im einzelnen?«

Wenn er erwartet hatte, Stephan aus dem Gleichgewicht zu bringen, so wurde er jetzt enttäuscht. Der Baron, der eben noch lässig dagestanden hatte, reckte sich kerzengerade auf und stolzierte zum Stuhl in der Mitte des Raums, um sich seitlich darauf zu setzen. Er starrte Rathbone unverwandt an.

»Ich könnte mir vorstellen, daß Sie jemanden zu den Wellboroughs schicken wollen, damit er – natürlich in aller Diskretion – sämtliche Gäste befragt, die sich seinerzeit dort aufhielten. Die meisten von ihnen werden jetzt wieder dort anzutreffen sein, allein schon wegen dieses Skandals. Was mich betrifft, so würde ich Ihnen alles erzählen, woran ich mich erinnern kann; aber meine Aussagen würden wohl als voreingenommen gelten, und Sie werden etwas von mehr Gewicht brauchen.« Er zuckte

seine schmalen Schultern. »Wie auch immer, ich weiß nichts Nützliches. Wäre das der Fall, hätte ich es Zorah längst gesagt. Ich wüßte auch nicht, wonach ich Ausschau halten sollte, aber ich kenne viele Gleichgesinnte, die die richtigen Fragen stellen könnten, und würde für jeden die Hand ins Feuer legen. Möchten Sie ihre Dienste in Anspruch nehmen?«

Rathbone war überrascht. Es war ein großzügiges Angebot. Und in Stephans haselnußbraunen Augen lag nichts als Aufrichtigkeit und leichte Besorgnis. »Danke«, sagte er. »Das ist ein sehr guter Vorschlag.« Sein Freund William Monk fiel ihm ein, der eine Laufbahn bei der Polizei aufgegeben hatte und Privatdetektiv geworden war. Wenn jemand in der Lage war, Beweismittel zu finden, ob nützlich oder schädlich für seine Mandantin, dann er. Auch würden ihn die Brisanz dieses Falles und die zu befürchtenden Erschütterungen nicht abschrecken. »Allerdings wird wahrscheinlich noch mehr nötig sein. Der Beweis in diesem Fall ist äußerst schwer zu führen. Maßgebliche Kreise werden uns daran zu hindern suchen.«

Stephan sah ihm ernst in die Augen. »Natürlich. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihren Mut, Sir Oliver. Ein Geringerer als Sie wäre vor dieser Aufgabe zurückgeschreckt. Ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten.«

Er trug sein Angebot so aufrichtig vor, daß Rathbone nicht anders konnte, als sich noch einmal zu bedanken. Dann wandte er sich an Zorah, die es sich auf dem Sofa bequem gemacht hatte und sich auch nicht weiter von ihren sich bauschenden Rücken stören ließ. Ihre Züge waren angespannt, ihre Augen auf Rathbone gerichtet. Sie lächelte, wirkte aber ganz und gar nicht fröhlich oder behaglich.

»Wir werden andere Freunde finden«, sagte sie mit leicht rauher Stimme. »Aber es werden wenige sein. Die Leute glauben das, was sie glauben müssen oder dem sie sich verpflichtet haben. Ich habe Feinde, aber die hat ja auch Gisela. Viele alte Rechnungen sind noch offen, alte Verletzungen, Liebesaffären und Haß. Und dann gibt es auch noch diejenigen, die sich aus-

schließlich für die zukünftige Politik interessieren, dafür, ob wir unabhängig bleiben oder von einem großdeutschen Reich geschluckt werden, und wer die Profite einstreicht. Sie werden sowohl Tapferkeit als auch Klugheit beweisen müssen, Sir Oliver.«

Ihre markanten Züge wurden wieder weicher, und auf einmal waren sie wunderschön, denn das Leuchten kehrte zurück. »Aber wenn ich Ihnen nicht beides zutrauen würde, hätte ich mich auch nicht an Sie gewandt. Wir werden ihnen einen großen Kampf liefern, nicht war? Niemand soll einen Mann – und Prinzen – ermorden dürfen, und wir werden nicht danebenstehen und zulassen, daß die Welt es für einen Unfall hält. Gott, wie ich die Heuchler hasse! Wir wollen Aufrichtigkeit! Sie ist es wert, daß man dafür lebt – und stirbt!«

»Unbedingt!« sagte Rathbone im Brustton der Überzeugung.

Am Abend fuhr Rathbone im langen Zwielficht des Sommers nach Primrose Hill im Norden von London, wo sein Vater lebte. Es war ein weiter Weg, aber er hatte es nicht eilig. Für die Fahrt benutzte er einen offenen Zweiradwagen, der sich am leichtesten zwischen all den Landauern und Vierspännern bewegen ließ. Und es herrschte ein Gedränge auf den Straßen und Alleen, weil viele eine Spazierfahrt im vom Sonnenlicht gesprenkelten Halbschatten der Bäume unternahmen, und außerdem die in London Berufstätigen nach einem langen Arbeitstag in der Hitze der Stadt auf dem Heimweg waren. Rathbone fuhr selten aus – dafür fehlte ihm meistens die Zeit –, aber wenn er es tat, genoß er es.

Henry Rathbone war nach einem langen Arbeitsleben als Forscher und Mathematiker in den Ruhestand gegangen. Zwar betrachtete er mit seinem Teleskop noch gelegentlich die Sterne, aber nur, um sich daran zu erfreuen. An diesem Abend stand er bei Olivers Ankunft im Garten auf dem langen Rasen mit Blick auf die Heckenkirschen und den dahinter liegenden Obstgarten mit seinen Apfelbäumen und überlegte, ob das Obst dieses Jahr trotz des zu trockenen Sommers eine akzeptable Qualität errei-

chen würde. Der alte Rathbone war ein hochgewachsener Mann, größer als sein Sohn, breitschultrig und schlank. Er hatte ein mildes Gesicht mit Adlernase und weitsichtigen blauen Augen. Wenn er etwas aus der Nähe betrachten wollte, mußte er seine Brille aufsetzen.

»Guten Abend, Vater.« Rathbone kam über den Rasen. Der Butler hatte ihn ins Haus gelassen und über die Terrasse zum Garten geführt.

Henry drehte sich überrascht um. »Ich hatte gar nicht mit dir gerechnet. Leider kann ich dich nur mit Brot und Käse bewirten. Aber ich habe auch eine ziemlich gute Pastete und einen vorzüglichen Rotwein, wenn dir danach ist.«

»Danke, gern.«

»Bißchen zu trocken für das Obst«, meinte Henry und wandte sich wieder den Bäumen zu. »Aber ich müßte noch ein paar Erdbeeren haben.«

»Danke, Vater«, wiederholte Oliver. Da er nun hier war, wußte er auf einmal nicht mehr, wie er anfangen sollte. »Ich habe einen Verleumdungsfall übernommen.«

»Oh. Ist dein Mandant Kläger oder Beklagter?« Henry drehte sich wieder um und schlenderte langsam zum Haus. Die noch immer über dem Horizont stehende Sonne warf lange Schatten auf das golden schimmernde Gras und brachte den Rittersporn zum Leuchten.

»Beklagter«, antwortete Oliver.

»Wen hat er verleumdet?«

»Es geht um eine Sie«, erklärte Oliver. »Prinzessin Gisela von Felzburg.«

Henry blieb abrupt stehen. »Du übernimmst doch nicht etwa die Verteidigung der Gräfin Zorah?«

Oliver hielt ebenfalls inne. »Doch. Sie ist davon überzeugt, daß Gisela Friedrich getötet hat und sich das auch beweisen läßt.« Im selben Atemzug bemerkte er, daß er übertrieben hatte. Bisläng konnte nur von Glaube und Entschlossenheit die Rede sein. Es bestanden weiterhin Zweifel.

Henry legte besorgt die Stirn in Falten. »Hoffentlich hast du es dir reiflich überlegt, Oliver. Nun, vielleicht möchtest du mir mehr darüber erzählen, vorausgesetzt, du brichst damit deine Schweigepflicht nicht.«

»Nein, nein, ganz und gar nicht. Ich glaube, ihr liegt sogar daran, daß es möglichst weit verbreitet wird.« Oliver setzte sich wieder in Bewegung und erreichte den leicht gewundenen Weg, der zum Haus führte, wo sich hinter der Terrasse der wohlvertraute Salon mit seinen bequemen Sesseln vor dem Kamin, seinen Gemälden und dem mit Büchern beladenen Regal befand.

Henry war noch immer nicht beruhigt. »Aber warum? Ich nehme an, du kennst ihre Gründe. Unzurechnungsfähigkeit ist bei übler Nachrede kein Strafmilderungsgrund, nicht wahr?«

Oliver musterte seinen Vater einen Moment, bis er sicher war, Spuren seines trockenen, wenn auch ernststen Humors entdeckt zu haben.

»Natürlich nicht. Und sie wird auch nichts widerrufen. Sie ist fest davon überzeugt, daß Prinzessin Gisela Prinz Friedrich ermordet hat, und ist nicht bereit zu dulden, daß dieses Verbrechen und ihre Heuchelei ungesühnt bleiben.« Er holte tief Luft. »Und ich bin es auch nicht.«

Sie erklommen die Stufen und gingen ins Haus. Die Tür ließen sie weiterhin offen – es war ein milder Abend, und die Luft roch süß nach Garten.

»Hat sie dir das so gesagt?« fragte Henry und öffnete die Tür zur Vorhalle, um dem Butler mitzuteilen, daß Oliver zum Dinner bleiben würde.

»Hast du Zweifel?« fragte Oliver und setzte sich in den zweitbequemsten Sessel.

Henry nahm ihm gegenüber Platz und schlug die Beine übereinander. Entspannt wirkte er dennoch nicht. Ernst sah er Oliver ins Gesicht. »Was weißt du zum Beispiel über ihr Verhältnis zu Prinz Friedrich, bevor Gisela ihn heiratete?«

Daran hatte Oliver auch schon gedacht, aber Zorah hatte

seine Frage nicht als peinlich empfunden, sondern als nüchterne Überlegung, der man sich stellen mußte. »Ihre Gefühle ihm gegenüber wirkten nicht persönlich; außerdem wäre sie die letzte, die sich vom höfischen Protokoll einschränken ließe. Sie hat einen Freiheitsdrang, eine leidenschaftliche Liebe zum Leben, die zu mächtig ist...« Er zögerte. Am Blick seines Vaters erkannte er bereits, daß er sich verraten hatte.

»Vielleicht«, sagte Henry nachdenklich. Erneut huschte ein Ausdruck von Besorgnis über sein Gesicht. »Aber trotzdem kann man jemandem verübeln, daß er einem etwas weggenommen hat, obwohl man es nicht unbedingt für sich wollte.«

Oliver blieb skeptisch.

»Mein Gott, Oliver! Wie viele Männer in deinem Bekanntenkreis lieben ihre Frau nicht besonders, würden aber toben, wenn sie einen anderen vorzögen?«

»Das ist doch etwas ganz anderes. Was du meinst, ist Betrug und – häßlich ausgedrückt – Entzug von Eigentumsrechten.«

»Aber kann es nicht sein, daß Gräfin Zorah eine gewisse Position als Mätresse des Prinzen hatte, die sie verlor, als er eine andere Frau heiratete und so sehr anbetete, daß er ihretwegen ins Exil ging?« fragte Henry.

»Sie wollte ihn nicht heiraten«, sagte Oliver bestimmt. »Wenn du sie kennen würdest, wärest du davon genauso überzeugt wie ich. Sie ist eine äußerst lebhafte und selbständige Person und hätte im ganzen Leben nicht daran gedacht, Königin zu werden, ja, ihr hätte davor gegraut!«

»Ich weiß nicht...«

Oliver beugte sich vor. Seine Stimme nahm einen bei ihm ungewöhnlich eindringlichen Ton an. »Ich kann mir durchaus vorstellen, daß sie seine Mätresse war und andere Frauen ablehnte, die an ihre Stelle traten, aber es entspräche nicht ihrem Wesen, einem Verlust zwölf Jahre lang nachzutruern. Sie ist zu vital, zu lebensfroh, um ihre Energie auf nutzlose Gefühle zu vergeuden.«

Henry lächelte, doch seine Augen blickten ernst und besorgt. »Du kennst diese Gräfin Rostova also sehr gut?«



Anne Perry

Die russische Gräfin

7. Fall für Inspector Monk
Historischer Kriminalroman

eBook

ISBN: 978-3-641-12736-7

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2013

Die Anschuldigungen der russischen Gräfin Zorah Rostova erscheinen so absurd, daß es dem Londoner Anwalt Sir Oliver Rathbone im ersten Moment die Sprache verschlägt: ausgerechnet Prinzessin Gisela soll ihren Mann vergiftet haben. Niemand zweifelte bisher an einer natürlichen Todesursache - bis die russische Gräfin die Mordgerüchte in die Welt setzte. Gisela droht mit einer Zivilklage, und Rostova wendet sich an Rathbone, der von der Gräfin so fasziniert ist, daß er wider besseres Wissen einwilligt, sie vor Gericht zu verteidigen. Er bittet seinen alten Freund William Monk, ein paar Nachforschungen anzustellen. Und tatsächlich fördert Monk Brisantes zutage: Der Prinz war nicht annähernd so tugendhaft, wie er sich der Öffentlichkeit präsentierte...